

Kritik in Kürze

Gemeinschaften

Was könnte politischer sein als die Frage nach dem „Wir“? Der Jenenser Soziologe Hartmut Rosa hat in der angesehenen Einführungsreihe des Junius Verlags einen Band zu dem umkämpften Begriff der Gemeinschaft verfasst. Das Unternehmen gehorcht einem entschiedenen normativen Interesse: Die Debatten um den Gemeinschaftsbegriff hätten es immer mit Maximen zu tun, die unser Zusammenleben gestalten, schreibt Rosa und fragt: „Lässt sich die Frage, welche Rechte und Pflichten Mitbürger sich schulden, überhaupt unabhängig von einer durch geteilte Werte, Traditionen und Praktiken geprägten Kollektividentität beantworten?“ Gegen den methodologischen Individualismus in den Sozialwissenschaften wird das kollektive *setting*, in dem der Einzelne lebt, als vorgängiges Muster beschrieben, das wie eine Färbung Denken, Fühlen und Handeln prägt – und zwar unabhängig davon, ob dieses Muster von der jeweiligen Person bestätigt oder negiert wird. Auch als Negativfolie, von der man sich abzulösen sucht, ist die Gemeinschaft permanent präsent: von der Liebes- zur Fahr- und Wohngemeinschaft, von der Glaubens- zur Volks- und Schicksalsgemeinschaft. Der Band ist insoweit ein Glücksfall, als er philosophische und sozialpsychologische Aspekte höchst fruchtbar miteinander in Beziehung bringt. (Hartmut Rosa: „Theorien der Gemeinschaft“. Eine Einführung, Junius Verlag, Hamburg 2010, 208 S., br., 13,90 €.)

Kolonien

Die Erforschung des Kolonialismus hat in den vergangenen Jahren sichtbar an Fahrt aufgenommen. Dies hängt nicht zuletzt mit dem wachsenden Interesse an der Globalisierung und ihrer Geschichte zusammen. Denn wenn das, was heute als Globalisierung in aller Munde ist, eine frühere Phase hat, so ist diese untrennbar mit der kolonialen und imperialen Expansion der europäisch-westlichen Staaten seit den „Entdeckungsfahrten“ des sechzehnten Jahrhunderts verknüpft. Die Herausgeber des vorliegenden Bandes beanspruchen, neue Sichtweisen auf den Kolonialismus zu erproben, vor allem aber die ungeheure Vielfalt einzufangen und zu bedenken, die sich hinter diversen „Kolonialgeschichten“ verbirgt. Insgesamt ist eine anregende Anthologie entstanden, welche übliche dichotomische Sichtweisen überwindet. Erstmals in deutscher Übersetzung ist der für die Kolonialismusforschung bereits kanonische Aufsatz von Frederick Cooper und Ann Laura Stoler („Zwischen Metropole und Kolonie“) abgedruckt, der fordert, die Geschichte der Kolonisierenden und Kolonisierten müsse in ein gemeinsames analytisches Feld integriert werden. Altmeister Wolfgang Reinhard unternimmt eine kritische Sichtung der „postcolonial studies“. Er rät den westlichen Historikern aufzuhören, „die eigenen Wunden zu lecken, und sich auf die Geschichte des Kolonialismus als den wichtigsten der Wege zu besinnen, die in unsere Gegenwart führen“. Ussama Makdisi argumentiert, dass wir es in der arabischen Welt nicht mit einem jahrhundertalten Hass auf Amerika zu tun haben. Es handele sich vielmehr um einen historisch neuen Zorn, der mit der jüngeren amerikanischen Politik in der Region, charakterisiert etwa durch die Parteinahme für konservativ-autokratische Regime, in Wechselwirkung stehe. (Claudia Kraft, Alf Lüdtke, Jürgen Marschukat: „Kolonialgeschichten“. Regionale Perspektiven auf ein globales Phänomen. Campus Verlag, Frankfurt am Main 2010, 394 S., Abb., br., 39,90 €.)

Literatur

Ein Memorial, das lebendig wirkt, weil es wuchert

Justine Lévy, die Tochter des französischen Philosophen Bernard-Henri Lévy, erzählt auf verstörende Weise vom Sterben ihrer ebenfalls berühmten Mutter.

Es ist das Jahrzehnt der Töchterbücher: Ursula Priess schreibt über ihren Vater Max Frisch, Sibylle über ihren Psychoanalytiker-Vater Jacques Lacan. Justine Lévy konnte mit ihrem Vater, dem Philosophen Bernard-Henri Lévy, durchaus mithalten. Doch ihr Blick richtet sich diesmal nicht auf den Vater, sondern auf das Sterben der kaum weniger prominenten Mutter, die als Model auf Titelblättern leuchtete: Isabelle Doutreligne. Sie starb 2004, als Justine Lévy mit ihrer ersten Tochter schwanger war.

Da hatte sie schon eine Beziehung hinter sich, die wegen Carla Bruni auseinanderbrach, was Lévy's zweiten Roman „Nicht so tragisch“ inspirierte und die Verkaufszahlen hochschießen ließ. 2003, ein Jahr vor seinem Erscheinen in Deutschland, sorgte das Buch für Medienaufruhr in Frankreich, weil man ihn als Schlüsselroman las. Er erzählt von Louise und ihrer zweifelhaften Sucht. Es ist die gleiche Louise, die in Lévy's erstem Roman „ Rendezvous mit Alice“ in einem Café sitzt und

Neue Sachbücher



Die Netzwerkforschung betrachtet die Welt als Ameisenstaat: Hinter jedem Arbeitstier stehen 150 andere ihm bekannte Arbeitstiere.

Foto Bulls/Express newspapers

Um sechs Ecken herum kennen wir uns alle

Nicht nur Lachen und Gähnen sind ansteckend, auch Glück und Unglück, Schwangerschaften, Kopf- und Rückenschmerzen, Müdigkeit, Juckreiz, Übergewicht und sogar Selbstmord. Allerdings verbreiten sich diese Infektionen nicht über Viren und Bakterien, sondern über soziale Netzwerke. Der Mediziner und Soziologe Nicholas Christakis und der Politikwissenschaftler James Fowler analysieren, wie soziale Netzwerke entstehen und funktionieren. Damit sind sie einem ebenso zentralen wie vernachlässigten Faktor für die Erklärung menschlichen Verhaltens auf der Spur. Denn der Mensch ist weder des eigenen Glückes Schmied, so die Autoren, noch ist er bloßes Objekt gesellschaftlicher Kräfte, er ist vor allem Teil sozialer Netzwerke.

Jeder Mensch kennt etwa 150 Personen, die wiederum 150 Personen kennen und so fort. Um durchschnittlich sechs Ecken sind wir so mit allen Menschen der Welt bekannt. Die Wirkung sozialer Netze vererbt allerdings hinter der dritten Ecke, haben die Autoren herausgefunden. Alles, was wir tun, beeinflusst also unsere Freunde, die Freunde unserer Freunde und die Freunde der Freunde unserer Freunde. Und was diese tun, beeinflusst uns. Das bedeutet, dass unser Verhalten auf Menschen einwirkt und von Menschen beeinflusst wird, die wir gar nicht kennen und denen wir vielleicht niemals begegnen werden. Netzwerkforscher können dies sogar messen: Ist ein Bekannter einsam, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass wir selbst einsam sind, um 52 Prozent, ist der Bekannte eines Bekannten einsam, erhöht sie sich um 25 Prozent, um drei Ecken liegt sie noch bei 15 Prozent.

Mit dem Glück verhält es sich ähnlich. Für ihre „Glücksstudie“ sammelten die Autoren Daten über die familiären und partnerschaftlichen Beziehungen und das Glücksempfinden von mehr als zwölftausend Einwohnern eines amerikanischen

Ortes und rekonstruierten damit das „soziale Glücknetzwerk“ von 1020 Personen. Sie stellten fest, dass glückliche und unglückliche Menschen nicht gleichmäßig verteilt, sondern in Gruppen vorkommen und sich die unglücklichen eher am Rand des Netzwerks befinden. Die Erklärung: Glück überträgt sich durch das soziale Netz. Ist der Freund eines Freundes glücklich, macht uns das immer noch zehn Prozent glücklicher, das Glück des Freundes des Freundes des Freundes hebt unsere Stimmung um sechs Prozent. Das Glück eines vollkommen Fremden kann damit mehr Einfluss auf uns haben als ein zusätzliches Jahreseinkommen von zehntausend Dollar, das den Autoren zufolge nur um zwei Prozent glücklicher macht.

Zu den wichtigsten Verbreitungsmechanismen in sozialen Netzen zählen Gefühlsansteckung und Nachahmung. „Wenn die Menschen tun können, was sie wollen, ahmen sie einander in der Regel gegenseitig nach“, zitieren die Autoren den Sozialkritiker Eric Hoffer. Dies kann extreme Formen annehmen: Am 30. Januar 1962 brachen drei Schülerinnen eines christlichen Mädcheninternats in Bukoba, Tansania, in unkontrollierte Lachanfälle aus. Mitte März musste die Schule geschlossen werden, weil fast drei Viertel der Schülerinnen ähnliche Symptome zeigten. Mit den Schülerinnen verbreitete sich die Lachanfälle in die umliegenden Dörfer, nach einigen Monaten versickerte die Epidemie, glücklicherweise ohne Todesfälle, wie die staatliche Gesundheitsbehörde feststellte. Eine körper-

liche Ursache für die Lachkrankheit wurde nie gefunden. Sie gilt, wie die Tanzwut im Europa des Pestzeitalters, als „psychogene Massenerkrankung“.

Oft sind die Übertragungswege subtiler, etwa beim Übergewicht: Die Mode-Modelle mögen dünner sein denn je, faktisch messen wir uns an unseren Freunden. Und wenn Heather zunimmt, weil sie keinen Sport mehr treibt, und das ihre Freundin Maria zu der Einsicht bringt, dass dick sein gar nicht so schlimm ist, sie deshalb ihre andere Freundin Amy nicht drängt, mit dem Joggen weiterzumachen, und in der Folge diese auch dick wird, hat die Gewichtszunahme von Heather das Gewicht von Amy beeinflusst, ohne dass die beiden auch nur voneinander wussten.

Über soziale Netzwerke, so die Autoren, können wir den Herzschlag der Gesellschaft wahrnehmen und darauf reagieren. Und indem die Netzwerkforschung ihre Gesetzmäßigkeiten sichtbar und nachvollziehbar werden lässt, macht sie soziale Prozesse verständlicher. Bei einer Wahl sind theoretisch alle Stimmen gleich viel wert. Das stimmt, wenn der Zettel erst in der Urne liegt. Doch niemand wählt für sich allein. Die Autoren konnten nachweisen, dass eine Person je nach ihrer Position im sozialen Netzwerk bis zu hundert andere an die Wahlurne holt. Und da Anhänger einer Partei zu Grüppchenbildung neigen, bedeutet dies in der Regel einen deutlichen Stimmengewinn für eine Partei.

Netzwerkforscher simulieren, wie es kleinen gut vernetzten Gruppen immer wieder gelingen kann, ihre Meinung durchzusetzen. Sie weisen nach, dass die Position im sozialen Netzwerk für die Lebenschancen einer Person wichtiger ist als Ethnie, Klasse, Geschlecht oder Bildung. Aus diesen Erkenntnissen leiten sie auch konkrete Vorschläge ab: Armut ließe sich demnach effizienter bekämpfen, wenn man Menschen dabei unterstützte, soziale Netze zu knüpfen oder auszubauen, als durch finanzielle Zuwendungen.

Gesundheitsprogramme müssten auf soziale Bindungen und Gruppensolidarität bauen. Idealerweise würde ein soziales Netzwerk erst kartografiert, seine Zentren identifiziert und die Gesundheitskampagnen dann gezielt auf diese Zentren ausgerichtet. Doch es geht sogar ohne Kartografie: Würde man nur jeweils die Bekannten von willkürlich ausgewählten Personen impfen, könnte man der Theorie zufolge durch das Impfen von nur 30 Prozent denselben Impfschutz erreichen wie durch die konventionelle Massenimpfung von 99 Prozent der Bevölkerung. Denn die Personen im Zentrum eines Netzwerks werden von vielen Menschen als Bekannte angegeben und sind so zuverlässig zu identifizieren.

Menschen, so zeigen die Autoren, sind für soziale Netzwerke gemacht, dafür sprechen ihre Evolutionsgeschichte, ihre Gene, die Struktur ihres Gehirns, ihr auffallendes Interesse an Fernsehshows, in denen Gruppeneffekte eine zentrale Rolle spielen, und ihr ständiges Geschwätz über nichts und wieder nichts, das sich eher als weiterentwickelte Form des Lausens denn als Informationsaustausch verstehen lässt.

Die Funktionsweise sozialer Netzwerke zu verstehen ist für die Selbsterkenntnis des *homo dictyos*, des Netzmenschen, so wichtig wie für das Verständnis der Gesellschaft. Dass die vernetzte Menschheit als „Überorganismus“ ein völlig neu dimensioniertes Selbstbewusstsein entwickle, dürfte dennoch etwas übertrieben sein. Wir glauben uns am Ruder eines Schiffes auf stürmischer See, so die Autoren, doch faktisch sind wir mit bewährten Instrumenten auf ausgefahrenen Routen unterwegs. Kein Wunder, wenn der Leser bei der Lektüre häufig an einen Ameisenstaat denken muss. MANUELA LENZEN

Nicholas A. Christakis, James H. Fowler: „Connected!“ Die Macht sozialer Netzwerke und warum Glück ansteckend ist. Aus dem Amerikanischen von Jürgen Neubauer. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2010, 440 S., geb., 22,95 €.



Neuer Streit um Sigmund Freud

Die Fetzen fliegen, es ist die reine Lust. So heftig hatte man sich zuletzt in den heißesten Zeiten des Kalten Kriegs angepöbelt, als die Stalinisten Sartre eine Schreibtischhyäne schimpften und dieser die Antikommunisten als Hunde anbellte. Jetzt geht es abermals um die reine Lehre und den wahren Lehrmeister. Gestritten wird – in neuer Runde und in Paris – um Sigmund Freud.

„Entstaubt und nicht mehr dogmatisiert“ – so hatte ihn Elisabeth Roudinesco, Psychoanalytikerin und Historikerin, zum Jahreswechsel versprochen: Seinerzeit wurden die Rechte an seinen Werken frei. Zuvor waren sie auf drei Verlage verteilt und unter der strikten Kontrolle der Freudianer gewesen. An deren Zwist scheiterte das Projekt einer kritischen Klassikeredition bei Gallimard wie auch der Plan einer billigen Studienausgabe.

„Für sie sprach Freud nicht Deutsch, sondern Freudianisch“, stöhnt Roudinesco. Aber inzwischen gibt es ein Wörterbuch, das alle Probleme löst. Und viele neue Übersetzungen in neuen Verlagen: „Freud ist leicht zu übersetzen, sein Sprache ist verständlich – nicht zu vergleichen mit Hegel und Heidegger.“ Allerdings kann sich diese Einsicht erst siebenzig Jahre nach seinem Tod durchsetzen. Aber wen kümmert die Verspätung? „Wie Darwin und Marx: Freud ist ewig“, sagt Roudinesco.

Für den Philosophen Michel Onfray bleibt der ewige Freud indes ein reaktionärer Frauenhasser, der seine Frau mit deren Schwester betrog. Mussolini habe er bewundert und Hitler inspiriert, der mit dem Nationalsozialismus Freuds Konzept des Todestriebis umgesetzt habe. Den Ödipus-Komplex hält Onfray für reinen Schwachsinn und seinen Erfinder für einen Scharlatan, der eine Religion stiftete. Mit ihm legt er sich in seinem neuen Pamphlet an: „Le Crépuscule d'une idole, affabulation freudienne“ (Editions Grasset) – Freuds Fabeln, die Götzendämmerung eines Idols.

Bevor es ausgeliefert war, hat Elisabeth Roudinesco ihr Verdikt gefällt: voller Irrtümer, Unterstellungen, Fehldeutungen und Gerüchte. Onfray habe die falschen Ausgaben gelesen und ignoriere die wichtigsten Bücher und Biographien seit vierzig Jahren. Selbst die Tatsache, dass Freuds eigene Mutter Putzfrau war, muss sich Onfray durch Freuds französische Gralsheilerin um die Ohren schlagen lassen. Seine Replik zielt unter die Gürtellinie: Von „Missionsstellung“ ist die Rede, eine „petite dame“ nennt er Roudinesco und ihr Verhalten „hysterisch“. Als Psychoanalytiker, „aber davor bewahre mich Gott, müsste ich wohl sagen: eine Fehlleistung, die ihre unerfüllten Wünsche verrät“.

In einem „offenen Brief“ an beide versuchte „Le Monde“ die Wogen zu glätten. Erfolgrlos. „Acht Millionen Menschen werden in Frankreich mit Therapien behandelt, die sich auf Freud beziehen“, begründet Elisabeth Roudinesco ihren Furor im Namen der „Psychiater, Psychoanalytiker, Psychologen, Psychotherapeuten. Dieses Buch ist darauf angelegt, Schaden anzurichten.“ Dessen Verbreitung hat sie indes den bestmöglichen Dienst erwiesen: Senkrechtstart. JÜRIG ALTWEGG



Tochter unter Druck: Justine Lévy

Foto Thierry Dudoit/Express/REA/laif

tag ein Überraschungswochenende in Rom. Alles muss stimmen, ihre Emsigkeit in der Vorbereitungsphase ist groß, „jetzt muss es klappen“ mit dem Glück und der neuen Zweisamkeit. Und vor allem mit dem Bild, das Louise vor Freunden nach außen abgeben will: als „Lebenskünstlerin“. Ihrer Schwangerschaft gegenüber bleibt sie weit unaufmerksam.

Lévy beleuchtet den hohen Maßstab einer Erzählerin, die nur fallen kann – ins Bodenlose; es sei denn, sie beschreibt, was sie gerade erlebt. Das Aussehen, die Fassade bilden die Orientierungsschnur dieser Model-Tochter. Immer wieder aber reißt die Schnur, wird dieser Bericht eruptiv, atemlos, dann wieder staunend ob der bizarr nebeneinander koexistierenden, kon-

trären Ereignisse. Geblieben von Louises antrainiertem Blick auf Äußerlichkeiten sind ihr die Fähigkeit und der Fluch, körperliche Details zu erkennen, zu vergleichen, selbstzerstörerisch zu sezieren. An Narben, Fingern, übereilten Hoseneinkäufen oder gefärbten Haaren demonstriert Justine Lévy das Drama, aber eben auch das kleine Glück dieser Mutter-Tochter-Beziehung.

Alles läuft in diesem turbulenten Kopf kurz nacheinander auf: die feinen Feenhände der jungen Mannequin-Mutter; die Flecken ihrer gealterten, krebserkrankten Hand; die abgerissenen Nägel von Louise mit ihren „Trockenbohnen“-Fingern. So wie sich Leben und Tod überlappen, bilden auch die Motive eine Schnittmenge, die beruhigt und verstört – das überflüssige Wasser im Bauch der Krebserkrankten und das nährendes Wasser im Bauch der Schwangeren, beispielsweise. Justine Lévy's Roman hat eine Form, die ebenso gewagt ist wie konsequent durchgeführt.

Man spürt den Druck, der auf dieser Tochter lastet. Der Titel wird zur Umkehrung einer Sehnsucht: als die „gute“ Tochter gesehen zu werden, die sie jetzt im Endstadium der Krankheit nach Kräften ist: Sie versteckt auf dem tristen Krankenhausflur anonyme Zettel für die Mutter, um sie ein wenig aufzurütteln; sie schreit tatkraftig gegen einen arroganten Arzt ein, der mehrfach den Namen der Mutter ver-

gisst; sie erinnert sich deren Schönheit ebenso wie deren kindheitszerstörender Abwesenheit. Sie wechselt permanent zwischen Lob und Vorwurf. Dieses Porträt, fast ein Memorial, wirkt lebendig, weil es so wuchert. Selbst die „gute“ Mutter, am besten die vollkommene Mutter zu werden wäre Louises nächster Akt. Die Angst vor der neuen Aufgabe wächst. Und man bangt mit Louise wegen der Über- oder Unterdosis Gefühl, welches auf die kommende Generation abgeladen wird. Der Stil dieser wechselfarbig leuchtenden Rede ist bisweilen die Manie.

Der Zusammenfall von Sterben und Werden hat die Zeiten ineinandergeschoben. Und so geht Justine Lévy's Roman auch über das Intime hinaus. Er beschreibt in den ökonomischen Arzt-Patientinnen-Begegnungen einen Machtsturz, der sich im Privaten fortsetzt. „Schlechte Tochter“ erzählt im Kern von der Hierarchie zwischen Mutter und Tochter und was passiert, wenn diese Ordnung gestört ist – wie in Louises Kindheit, als die Mutter nach der Trennung von ihrem Mann das Geld vertrank oder an Obdachlose verschenkte und darüber die Tochter vergaß. Es erzählt aber auch von der kleinen Möglichkeit, diese Hierarchie aufzulösen. ANJA HIRSCH

Justine Lévy: „Schlechte Tochter“. Roman. Aus dem Französischen von Claudia Steinitz. Verlag Antje Kunstmann, München 2010, 176 S., geb., 17,90 €.